

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **7 (1939-1940)**

Heft 5

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf dass du deinen Fuss nicht an einen Stein stossest". Da sprach Jesus zu ihm: „Wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen."

KLEINE RUNDSCHAU

Zu den Vorgängen im Südtirol

schreibt man uns aus dem Elsass:

Die im Südtirol ergriffenen Massnahmen haben im Elsass besondere Anteilnahme gefunden, ruft doch das Schicksal der Südtiroler einem Vergleich mit dem einstigen Geschick der Elsässer: nach dem 70er-Krieg war das Elsass mit einem Teil Lothringens „annektiertes Land" geworden gegen den einmütigen Willen der Bevölkerung und trotz des feierlichen Protestes in der Nationalversammlung der französischen Republik im Februar 1871. Die Eingesessenen hatten sich bis 1874 zu erklären, ob sie für Frankreich „optierten", in welchem Fall sie das Land verlassen müssten. Optionserklärungen wurden von etwa einem Zehntel der Bevölkerung abgegeben. In den ersten Wahlen zum deutschen Reichstag 1874 wurden von den zum „Reichsland" gewordenen 3 Departementen nur Kandidaten des Protestes gegen die Annexion gewählt und so noch 1887, wofür Bismarck als Strafe den Passzwang verhängte. Das Widerstreben gegen das deutsche Régime hörte, trotz wirtschaftlicher Prosperität, nicht auf und steigerte sich während des Kriegs, bis mit dessen Ende die Rückkehr zu Frankreich erfolgte.

Wenn die Gefühle der von Italien annektierten österreichischen Südtiroler mit denen der 1871 zu Reichsländern gewordenen Franzosen identisch sind, so lag doch Vieles ganz anders da und dort. Der Dialekt einer Mehrheit der Elsass-Lothringer war deutsch, aber mit Frankreich waren sie seit zwei Jahrhunderten eng verwachsen, sie fühlten sich als Franzosen wie die Südtiroler als Oesterreicher; sie hatten gegen Deutschland gekämpft wie Letztere gegen Italien. Die Annektierten an der Etsch und Eisack waren nur etwa 200.000, die Elsass-Lothringer anderthalb Millionen, ganz verschieden die territorialen, ökonomischen, kulturellen Verhältnisse: im Südtirol Berg- und Weinbauern, Gastwirte, grosser Touristen- und Kurgäστεverkehr, Kleinbetriebe in den Ortschaften, im

Elsass, neben Acker- und Weinbau, sehr bedeutende Industrien, grosse Städte, die Strassburger Universität und eine alte geistige Tradition.

Einziger Nachbar der Provinz Alto Adige ist heute, ausser dem Reich, die neutrale Schweiz. Die Annexion Elsass-Lothringens hatten, nach Bismarcks Bericht, die Militärs durchgesetzt, um sich durch ein Festungs-Glacié gegen Frankreich zu schützen. Der sicherste Schutz wäre gewesen, Frankreich die nie heilende Wunde der Annexion nicht zu schlagen. Erwägungen der erwähnten Art dürften für das Südtirol angesichts des zwischen dem Reich und Italien bestehenden Militärbündnisses nicht mehr in Betracht kommen. Dass Italien nach seinem Sieg die Grenze möglichst auf dem Alpenkamm ziehen wollte, lässt sich verstehen. Aber, warum die harmlosen, braven, ein halbes Prozent der italienischen Bevölkerung ausmachenden Südtiroler nicht in einer Weise behandeln, dass sie sich nach und nach in dem neuen Zustand zurecht finden und in Italien heimisch werden konnten?

Trotz Rasse- und Sprachverwandtschaft eines Grossteils der Elsass-Lothringer war es ihnen unter deutscher Herrschaft nicht wohl geworden. „Ihr müsst deutsch fühlen“, hiess es; nicht nur italienisch zu fühlen, wird von den Südtirolern verlangt, auch Fascisten zu sein. Handlungen lassen sich erzwingen, auch eine Parteizugehörigkeit, aber nicht Gefühle — in diesem Bereich hört das Machtkommando auf.

Gegen Ende des Weltkrieges, der die widerstrebenden Gefühle der Reichsländer noch weit mehr offenbart hatte, wurde deutscherseits der Plan erwogen, Elsässer umzusiedeln nach Ost-Elbien und durch Einwanderung aus dortigen Kreisen zu ersetzen. Es ist anders gekommen.

Allerwärts, aber wohl nirgends mehr wie im Elsass, wo die Erinnerungen nicht verblasst sind, wird man das harte Geschick der Südtiroler nachfühlen und sich vorstellen, was es bedeutet, Haus und Hof, zumal die ererbten, mit Liebe gepflegten Reben und die Heimat verlassen zu müssen. „Dulcia linquimus arva“, so lautet das Los der Weinbauern im paradiesischen Land um Meran und Bozen — warum?

Das entscheidende Motiv der Massnahmen im Südtirol, die auch Schweizer treffen, ist nicht offensichtlich, es heisst „die Zeit der Umtriebe, Ränke, Zweideutigkeiten sei vorbei, wer nicht treuer Italiener und Fascist war, wird die freiwillige (sic!) Umsiedlung auf reichsdeutsches Gebiet wählen müssen (sic!)“ (N.Z.Z. 7. Aug.)

Warum musste es so kommen? Wenn eine rasche Aenderung der Gefühle psychologisch ausgeschlossen ist — man wechselt nicht das Vaterland wie ein Hemd — war es nicht an dem annektierenden Staat, für eine allmähliche Assimilierung besorgt zu sein und sie durch entsprechende Regierungsmethoden zu erleichtern und zu fördern?

Assimilierungen sind möglich, allerdings brauchen sie Zeit; wie sie erfolgen können, dafür gibt es Beispiele, so das Verhalten Frankreichs dem im 17. Jahrhundert angegliederten Elsass gegenüber: unter Belassung von Gewohnheiten und Privilegien wurde mit leichter Hand regiert, Auswanderungen fanden keine statt. Es genügt hervorzuheben, dass, trotz der

Revocation des Ediktes von Nantes (1685) und der darauf einsetzenden Protestantenverfolgung, Ludwig XIV. dem Elsass die Freiheit des Glaubensbekenntnisses liess; die Reformierten und ihr Gottesdienst blieben unbehelligt, das Strassburger Münster wurde dem katholischen Kultus zurückgegeben, das war Alles. Die Assimilierung erfolgte nach und nach, durch geistige und kulturelle Beeinflussung und durch weise Administration. Es sei an Goethes Strassburger Aufenthalt und die Schilderungen in „Dichtung und Wahrheit“ erinnert. Ein Sehnen und Trachten nach Rückkehr ins Reich hat es im Elsass nicht gegeben. Die vollständige Amalgamierung mit Frankreich brachten die Revolution mit ihren Feldzügen sowie die napoleonischen Kriege und die gemeinsamen Schicksale jener Zeit. Mülhausen, das als „zugewandter Ort“ der Eidgenossenschaft angegliedert war, hatte sich 1797 spontan der französischen Republik einverleibt. Noch sei erwähnt, dass das Elsass seit dem ersten Kaiserreich über hundert Generale der französischen Armee gegeben hat.

Lebhaft waren bis zum 70er Krieg die Sympathien für das geistige Deutschland, namentlich für das Deutschland der Romantik und der Musik. In den Schulen wurde deutsch gelehrt und französisch, in den Kirchen deutsch gepredigt. Die gebildete Schicht sprach zumeist französisch, sie schrieb französisch und deutsch, der elsässische Dialekt war die Sprache des Volks. Kein glücklicheres Land als das französische Elsass, das sich auch seiner vielfältigen persönlichen Beziehungen mit Deutschland freute! Mit diesen Beziehungen, auch mit dem Connubium war es aus nach der Annexion, stärker wie vorher ging nun der geistige Kurs über die Vogesen nach dem Westen.

Nicht nur das Elsass und der deutschsprachige Teil Lothringens*) waren restlos in die französische Gemeinschaft aufgenommen worden, auch andere Gebietsteile, bei denen nicht, wie in dem catalanischen Roussillon, in der Grafschaft Nizza, in Corsica, eine mediterrane Rassen- und auch sprachliche Verwandtschaft bestand, nämlich das Baskenland diesseits der Pyrenäen, die Bretagne und die flämischen Gebiete — ohne jede Verwandtschaft, gleich dem Elsass.

Was Savoyen betrifft, so hat es bekanntlich mit Italien nur das gemein, dass es Piemont und Sardinien und später dem geeinten Italien den Monarchen gegeben hat. Das Savoyische Königshaus hat es verstanden, die Bevölkerung eines Gebiets auf der Ost- und Südost-Seite der Mont Blanc- und anschliessenden Kette, die nicht in den Bereich der italienischen Rasse (ein übrigens umstrittener Begriff) gehört und deren Sprache französisch ist wie auch die Orts-, Flur- und Personennamen, vollständig zu amalgamieren, nämlich die Bewohner der Täler der beiden Dora und all ihrer Seitentäler sowie der Waldensertäler, in denen einst die Protestanten verfolgt worden waren: ihre Sprache, ihre Schulen, ihre Eigenart wurde ihnen belassen — und doch: keine treueren Italiener, keine besseren Soldaten als die aus diesen Tälern,

*) die Stadt Metz, das pays messin und andere annektierte Teile Lothringens waren stets französischer Sprache und Sitte gewesen.

keine tüchtigeren und berühmteren Bergführer als die, welche das Aostatal hervorgebracht hat! In der Stadt Aosta steht, mit der Inschrift „au Roi chasseur“ das Standbild Victor Emmanuels II., der im Val de Cogne, im Val Savaranche, im Val Gressoney jährlich auf die Steinbockjagd ging.

Die Konklusion lautet in einem Satz: *il y a la manière...* die Assimilierung eines fremden Gebietsteils hängt vom Geiste ab, in dem sie betrieben wird und vom humanen Verständnis; sie wurde in den genannten Tälern vollständig. Schon längst fühlen und denken ihre Einwohner italienisch. Dennoch herrscht dort heute „Gleichschaltung“: in den Schulen wird nur noch italienisch gelehrt, in den Kirchen italienisch gepredigt, Orts- und Strassennamen werden italianisiert u.s.f. Ob auch auf dem Denkmal des Roi chasseur die Inschrift abgeändert wurde?

Nach dem 30jährigen Krieg hiess es in vielen Staaten: *cujus regio ejus religio*, heute ist *religio* das nationale Glaubens- und Willensbekenntnis, zum Glück nicht überall. Graben tun sich auf, Grenzen werden unüberbrückbar, und es ist schmerzhaft, als Folge der Verschärfung des Nationalismus, seiner Methoden und seiner Appetite die Humanitas in absteigender Linie sehen zu müssen.

Das Buch vom „Höhenweg“

Millionen Wanderer sind den Höhenweg der Landesausstellung gegangen und haben ihn mit dem Gelöbnis zu Heimat und Volk verlassen. Es geht kaum in unsere Vorstellung, dass jene, die den Höhenweg erbaut, mit Geist belebt und Sinnbildern geschmückt, ihr eigenes Zauberbild der Schweiz entfernen. Es wird ein liebevoller Abbruch sein, gewiss, und vieles wird geschont und wieder seine Stätte finden, aber wenn einmal die dreitausend Wimpel der Schweizer Gemeinden nicht mehr zusammenspielen, dann sind auch die einzelnen Werke verwaist. Der Architekt Hans Hofmann hat, als er dieses unvergessliche Gleichnis der Schweiz schuf, in seiner kühnen Intuition sich nicht beirren lassen. Niemals dürfte den Wanderer reuen, den Weg gegangen zu sein, keiner auf halbem Weg zurückkehren. Die vielen Aspekte sollten den Beschauer fesseln, aber nicht verwirren. Diese Schweiz soll nicht müde machen, sondern erheben, sie soll belehren, aber nicht schulmeistern. Und wie noch nie würden Schweizer sich in den mannigfaltigen Physiognomien der verschiedenen ethnischen Herkunft begegnen. Der lebende Strom, der über den Höhenweg zieht, wäre so mannigfaltigen Antlitzes wie die Bildergalerie der Schweizerköpfe, und jeder würde vor den 160 Porträts grosser Schweizer sich ein Vorbild wählen.

Dies alles hat sich überwältigender erfüllt, als es der Baumeister und sein helfendes Corps sich träumen liessen, oder ist es nicht doch ihr überwältigender Glaube und ihre Hingabe an ein in der Zeitdauer

vergängliches Werk, das uns so hingerissen hat, dass eine Fortdauer des Werkes ebenso bausicher — auf einer andern Ebene des Erlebens gesichert ist? Der Architekt Hans Hofmann, seine Mithelfer Dr. Meinrad Lienert, Direktor Meili, die Aussteller, Fachberater, Graphiker, Unternehmer und Arbeiter, Architekt Aegidius Streiff, Dr. Hermann Weilenmann haben, wenn der Höhenweg nicht mehr sein wird, ihn in unser Gedächtnis eingebaut. Ja, das Buch „Heimat und Volk“ mit seinen 141 Photos verlängert den „Höhenweg“ sogar in das Gedächtnis von Generationen. Wer es gelesen, wird nie das Brandmal im Militärbüchlein erleben, dass er in Geschichte und Heimatkunde versagt — wenn es noch Noten gäbe. Er vergisst es nicht, was er auf den ersten Seiten liest, dass die Schweiz — ein Binnenland ohne Kolonien und Rohstoffe, aber *mater fluviorum* ist und in Arbeit und Ehre zu leben weiss und auch den 3000 Schmetterlingsarten noch den Luxus ihrer flügelnden Existenz gönnt. Wie sehr wird auf jener zweiseitigen Abbildung die Schweiz „zu einem Sinnbild Europas“, wenn man nur die Flora der Schweiz betrachtet und nachher beschaulich lesen würde, was der Basler Florist H. Christ über den Alpent Teppich der Schweiz geschrieben. Wir blättern weiter, wenn die Karte lehrt, dass in unserm Land noch 1800 km² Gletscher sind —, es fröstelt uns, aber zuversichtlich lesen wir die Worte von der Wasserkraft, von Gebirgen, Luft und Sonne, den viel verheissenden Helfern. Es geschehen auch kleine Wunder wie in diesem Wälderdorf Visperterminen (1540 m hoch), das seine Selbstversorgung fast bis zu 100% bewerkstelligt, und daneben — auf dem gleichen Blatt — steht das Weinbauerdorf Saint-Saphorin, wo die Rebe seit den gallisch-romanischen Zeiten kultiviert wird. Dieses Buch in seinem Stil von *Headlines* drängt neben die Texte telegrammatisch eine Fülle von Aufschlüssen. Aus C. F. Ramuz' Romanen würde man erfahren, dass diese Menschen nichts als Weinbauern seit legendärem Beginn gewesen seien und die Religion die Hüter der Rebe nicht verändert habe. Hier aber genügen zwei winzige Angaben. Es heisst: Protestanten 329, Katholiken 43, andere: 1... Das Dorf hat somit die Reformation erlebt und ist ihr seit 400 Jahren treu geblieben. — Die glückliche Idee, Dorftypen mit charakteristischen Merkmalen zu zeigen, verliert nichts von ihrer Anschaulichkeit, jetzt, wo wir die Dörfer im Buch vor uns haben und in Musse die Begleitbemerkungen lesen dürfen, denn das Buch ist nicht etwa ein Auszug, sondern eine bildliche Inventur des ganzen Höhenwegs. Wir erleben am Bild und an der Karte in verkleinertem Masstab nun sitzend, was wir im grossen Verhältnis wandelnd erlebt haben. Mitten im Buch erwartet uns eine besondere Ueberraschung. Otto Baumbergers grosser Wurf der eidgenössischen Geschichtsvision sprengt, wie man sagt, den Rahmen, und so ist der mächtige Helgen extra ins Buch gelegt, so dass man ihn entfalten kann und sechs so gut wie zwei Augen gleichzeitig optisch ihr Geschichtsgedächtnis prüfen und stärken können.

Das Auge bleibt beim Höhenweg immer in einer thematischen Bindung und damit vor dem Wirrwarr behütet. Es gibt sich ganz dem Bild des Naturschutzes hin und ganz dem Bild der Armee, huscht am Schwierigeren nicht vorbei; es sieht Sonntag und Werkeltag und studiert somit auch die Handelsbilanz, die Kategorien der Arbeit, um sich am Schlusse an den Vätern ein Vorbild zu nehmen. Diese feierliche Aufgipfelung beschliesst das Album „Heimat und Volk“, dem Architekt Hofmann ein in seiner Knappheit packendes Begleitwort gegeben hat.

Der erstaunlich billige Preis wird dem wertvollsten Andenken an den Höhenweg (vom Verlag Fretz & Wasmuth, Zürich, meisterlich herausgebracht), die grösste Popularität sichern. Der Erfolg des Höhenwegs hat auch das Glück des Buches gemacht.

Eduard Korrodi.

Betrachtungen über Gedichtbücher

III

Dem Dichter Emperaire wird am ehesten gerecht, wer um sein enges Verhältnis zu den bildenden Künsten weiss. In diesem erkennen wir als ein Besonderes seine Teilnahme für die Hervorbringungen zeitgenössischer Malerei und Zeichnerie, für die jeweiligen letzten Zeugnisse jüngerer Richtungen. Als Kunstschriftsteller hat Emperaire andern voraus, dass er selber Maler und Graphiker ist. Es drängt ihn, sich einer neuen Stilform anzupassen oder sich ihrer, um sie zu verstehen, mit Stift und Farbe zu bemächtigen. So entstanden Bilder, die etwa Tendenzen der einstigen „Sachlichen“ verkörpern, bis zu solchen, die vorjährigen oder heutigen Programmen genügen. Den aufmerksam sich einfühlenden Künstler in solchen Studien betrachtend, bemerken wir, dass er sich in ihnen nirgends festgelegt hat, Endgültiges mit ihnen nicht gesagt haben möchte. Wenden wir uns dem Dichter zu, dann gewahren wir, dass Bildhaftes in seinem Gedicht in starkem Masse vertreten ist. — Eine bestimmte Auffassung vom Dichterischen hält dafür, dass Dichtung vom Gesamt-Menschlichen ihren Ausgang nehme oder auf dieses hinziele. Der primäre Träger der dichterischen Kraft sei der Rhythmus, der alles übrige Element: Gefühl, Gedanke, Augenhaftes in sich hineinschürfe. Das Letzte, das Bildhafte, sei zulässig zur Verdeutlichung, als Sinnbild, Aushilfe und Stütze, nicht als Selbstwert. Doch, wie die moderne Zivilisation überhaupt unaufhörlichen Veränderungen unterworfen, so verlegen sich auch in ihren Künsten fortwährend die Ausdrucksakzente, derart, dass bald das eine bald das andere Kunstmittel den Charakter des Ganzen bestimmt. Ungeachtet jener Forderungen konnten in der neuzeitlichen Dichtung Bild und visuelle Plastik, zeitweise zur Vormacht gelangen. Baudelaire zeigt sich in seinen *Fleurs du Mal* als ein vor allem plastischer Dichter. Ein grosser Liebhaber der Malerei und der feinste

französische Kritiker und, in der Folge, einflussreichste Aesthetiker seiner Epoche, ist er für das Recht der „Imagination“ im Dichtwerk auch theoretisch eingetreten. In manchen Versen der *Fleurs du Mal* glaubt man den Maler, der im einzelnen Falle auf seinen Stil wirkte, feststellen zu können; freilich wäre daran zu erinnern, wie auch Dantes *Inferno* für Baudelaires — übrigens nicht überall durchgehaltenen-bildhaften Stil, nicht ohne Bedeutung gewesen ist. — „Je hais le mouvement qui déplace les lignes“ lässt Baudelaire die Gestalt in dem Gedicht „Beauté“ aussprechen. Zur Forderung der visuellen Plastik tritt somit die der Statik hinzu.

Diese beiden Prinzipien hat Stefan George, weniger in seiner Baudelaire-Uebertragung als in seinem eigenen Schaffen, mit grosser Konsequenz angewandt, indem er zuerst das Bild-Gedicht denkbar rein und geschlossen herausstellte und endlich auch das Ding-Gedicht. Unter Bildgedicht ist zu verstehen: der Aufbau einer rhythmisch-sprachlichen Einheit vorwiegend aus Elementen, die sich an den innern Gedichtsinn richten. Das Gedicht kann noch, teilweise, epische Bewegung enthalten, doch diese von statischen Einheiten unterbrochen. Es vermeidet die direkte Aussage, gibt das Wesentliche nur im gestalteten Bilde. — Das Dinggedicht schaltet epische Momente aus, trachtet ohne Menschliches, mit wenig Landschaftlichem und Organischem, hauptsächlich mit Gegenständen von dichter visueller Plastik (stillebenartig) auszukommen; oft gesellt sich zu dieser noch eine gesteigerte klangliche Plastik des Endreims. Die beiden Arten des Bildgedichts finden wir selten ganz rein: zumeist geht eines ins andere über. Beispiele für beide bietet George im „Algabal“; ein sehr schönes für das Bildgedicht ist „Gemahnt dich noch das schöne Bildnis dessen...“ (Jahr der Seele, S. 40), eines für das Dinggedicht „Wie in der Gruft die alte...“ (J. d. S., S. 119) oder, aus den „Pilgerfahrten“

Die Spange

Ich wollte sie aus kühlem Eisen
Und wie ein glatter fester Streif,
Doch war im Schacht auf allen Gleisen
So kein Metall zum Gusse reif.

Nun aber soll sie also sein:
Wie eine grosse fremde Dolde
Geformt aus feuerrotem Golde
Und reichem blitzendem Gestein.

Dichter, die unter dem Einfluss romanischen Wesens und Kunstschaffens gestanden, so wurde behauptet, neigten mehr als andere zum Bildgedicht. Bei George stimmt das gewiss; nicht minder bei C. F. Meyer, der der Kunst der Renaissance eine tief gehende Einwirkung auf sein Gedicht gestattete, wie etwa Baudelaire der Watteaus, Brueghels, Mi-

chelangelos, Rembrandts. Der durchaus im Humanen wurzelnde C. F. Meyer würde sich jedoch kaum zu einem Dinggedicht verstanden haben. Eines seiner vollkommensten Bildgedichte: „Zwei Segel erhellend / die tiefblaue Bucht...“ steht, bei aller makellosen Anschaulichkeit, so deutlich in Sinnbeziehung zu einem Menschlichen, dass es der Bezeichnung „Dinggedicht“ für immer enträt. Sollte aber nicht die Luft der romanischen Kultur einfach angeborener Bilderfreudigkeit förderlich sein, diese selbst aber ungewöhnlich oft dem Süddeutschen und dem alemannischen Schweizer angeboren? Gottfried Kellers Fühlung mit romanischer Kultur war verhältnismässig gering und doch bekundete er (nach einem ausgesprochenen Hang zur Malerei), bei weniger einheitlichem Gestaltungswillen (im Gedicht) als C. F. Meyer, in allem als Erstes die Neigung zur Bildhaftigkeit.

*

Emperaires Gedichtbuch*) ist in drei Hauptgruppen und eine Gruppe persönlicher Widmungen geordnet. In der ersten, „Endebilder“, wird die gegenwärtige Welt- und Seelenverfassung veranschaulicht; in der zweiten, „Lyrische Blätter“, mehr subjektiv innerliches Geschehen; im dritten, „An die Söhne der Sonne“, vernehmen wir das Bekenntnis zu einer neuen Haltung, einem Erzieh-Willen der an Schillers „Briefe über die aesthetische Erziehung...“ wie an Georges „Stern des Bundes“ denken lässt.

In Emperaires Endebildern nähert sich das Bildgedicht stark dem Dinggedicht:

Morbid die Pyramiden
Die Quallen harren leer
auf Trümmerkaryatiden
der Fluten Wiederkehr.

Die Albatrosse sinken
stumm in den Archipel
verbrauchte Erden trinken
das letzte Knochenmehl.

Die Samen ruhn gefaltet
mag spriessen was noch mag
die Erde ist erkaltet
wie an dem jüngsten Tag.

Das Holz der Sykomoren
selbst morscht in diesem Jahr
jed Ding ist eilgeboren
die Sonne kocht nicht gar...

*) „Asche im Wind“ und „An die Söhne der Sonne“. Verlag der Johannes Presse, Zürich.

Die „Dinge“ der ersten Strophe sind zweimal Kunst Dinge, Architekturformen, das drittemal ein Naturding; zweimal eminent plastische, sogar monumentale Werte, dazu als drittes, ein Natur-Organismus. — In der zweiten Strophe sinken die Meervögel (Sinnbilder des Uebergangs) in die Tiefe; die Erde hat nichts mehr zu geben, gierig saugt sie den Rest lebendigen Stoffes in sich ein. Die Einzelheiten der nächsten Strophen verdeutlichen die ganze Dimension dieses Zustandes in der Weite des Geländes, halb Strand, halb Wüstenei. Der Mensch wird nicht sichtbar, er scheint ein unterirdisches Dasein zu fristen, von dem es nur heisst „Man gibt Verwesungswärme / und meint Verbrüderung“, und „das letzte Blut ist träge / das letzte Ohr ist taub“. Die Grundstimmung des Gedichts bleibt eindeutig und anhaltend bis zu der, die erste teilweise variierende, Schluss-Strophe, in der sie nochmals zusammengedrängt sich aussagt:

Und über den Syringen
 Kreisen die Störche leer
 Und ihre müden Schwingen
 Suchen die Wiederkehr.

Gelegentlich wurden Emperaires Gedichte als „surrealistisch“ bewertet. Merkmale, die das rechtfertigten, lassen sich faktisch in ihnen aufzeigen: Traumlogik, „le climat de l'inquiétude universelle“, Exotismus, Versatilität — lauter Momente, die dem Surrealismus zugeschrieben werden. Neben jener inquiétude sehen wir jedoch das klare Erfassen der Schäden der Epoche („Ich sehe eine kleingläubige Zeit / zerstückelt, zerbröckelt...“) und den positiven Wunsch nach der Heraufkunft eines bessern Geschlechts (ce n'est pas de fuir qu'il s'agit, mais de trouver... de reconquérir notre état primitif de Fils de Soleil“. Rimbaud). Die Versatilität, die wir beim Maler bemerkten, sie eignet ebenso dem Dichter; auch sie ein Kennzeichen modern westlichen Geistes. Nach Nietzsche verkündet André Gide den Willen zur Verwandlung, der alle Möglichkeiten des Ich erproben möchte (se perdre dans des selves obscurs): als der wahre Proteus unter den zeitgenössischen Malern erweist sich Picasso. Vor einem Jahr liess Empeaire eine Prosadichtung, „Der Wanderer“, erscheinen (Darmstädter Verlag, Darmstadt). Man mag ihr die Deutung: Künstlers Erdenwallen geben. Sie endet mit dem Satz: „Und ich sah den Wanderer, der jeden Abend sein Reich abgrenzt, wo er seine müden Glieder zum Schläfe lege, und am Morgen die Grenze verwischt, wenn er aufsteht, dass keiner wisse, wo sein Reich war“.

Die Gedichte Endebilder II, „An den Maler Klee“, „Alassio“, „Holland“, „Auf ein frühes Bild Picassos“, „Antike Statue“, „Herbstabend“, „Herbstfeuer“, „Sommerende“ sind Bildgedicht; einige von ihnen direkte Nachgestaltung von Malereien. Die Apotheose des frommen schaffenden Künstlers, der wohl das Ewige im Ruhem ahnt und der doch, wie das Leben, immerzu Vergehendes hervorbringen muss, stellt sich dar im „Spruch des Töpfers“, einem in Klang, Bild und Gedanke vollkom-

men ausgeglichenen Gedichte. Denselben Gedanken bekräftigt das „Credo“: „Ich glaube an die Sterne, die verblühen“. — Der Verfasser zeigt sich freilich auch als des unmittelbaren lyrischen Ausdrucks fähig:

Atme den Abendwind
Voll Duft der Rosen
— die nun die letzten sind —
Und der Mimosen

Er scheint sich seiner, als des vorzüglich sanghaften Prinzips (vom Lied bis zum Hymnus) nur noch nicht in vollem Masse bedienen zu wollen; vorherrschend bleiben wird bei ihm wohl noch einige Zeit das Bildhafte. Dem gesellt sich zuweilen eine besondere Art von Sinnbeugung und geistreichem Ausdruck:

Ich bin ein Glas
das du nicht siehst
wenn nicht ein Hauch
es trübt
und alles
was du von mir weisst
ist Hauch
der dich belügt...

Ihre Einmaligkeit, in jedem einzelnen Falle, verbietet uns sie hier zu umschreiben; auch diese Momente stehen, ihrer Natur nach, einer Entfaltung des Lyrischen und Rhythmisch-Musikalischen entgegen.

*

Häufig auf dem Wege zum Bildgedicht befinden sich die aus reiner Naturanschauung: Garten und Landschaft, gewonnenen Gestaltungen Paul Adolf Brenners. Unter den Formen bevorzugt ihr Verfasser Sonette, und kreuzweis gereimte Vierzeiler. Sie wurden mit ungewöhnlicher Sorgfalt gebaut und durchgeführt (fast ohne enjambements und unechte Reime). Die sechs Abteilungen seines Bandes*) sind nicht als Zyklen, im Sinn einer genetischen Entfaltung, zu betrachten, aber nach Gegenstand, Form, auch nach ihrer Entstehungszeit, schliessen sie sich zu Einheiten zusammen. Sie haben als Ueberschriften: „Gärten“, „Kindheit“, „Dalmatinische Sonette“, „Im Vorübergehen“, „In dieser Zeit“. — Die reine Anschauung wird durch lyrische (im gemüthhaften Sinn) und epische Momente unterbrochen. Das Geschehen dieser zweiten ist hauptsächlich ein solches in verklärter Erinnerung. Sie verschaffte den zwölf ersten Sonetten („Gärten“) die vollen, frohen Farben aus dem Kindheit-Eden:

Denn wer den Anruf erhält aus dem verlassenem Park,
Kehrt erst zurück, wenn er die Blume gefunden,
Diese, die anrief und ihn aus allen erkannte,

*) „Zwischen Traum und Zeit“. Verlag Oprecht, Zürich.

Die er beim Namen nicht weiss: diese erblühte so stark,
Dass er den Garten betrat und ihn „Kindheit“ benannte.

Nach den Garten-Ernten von Blumen und Beeren, nach dem dankbaren
Aufblicken zu Ahorn, Kastanie und Fruchtgesträuch, das Tun und Trä-
men des Kindes im Hause: „Das Bilderbuch“, „Tagträume“, „Zeichen-
stunde“ — welche Zuständlichkeit in Strophen wie

Da lag Papier, daneben bunte Stifte.
Es war so schwer, ein Neues zu beginnen;
Mein Herz, benommen noch vom süssen Gifte
Des frühen Frühlings, lauschte nur den Stimmen
Singender Vögel, die die Luft durchflogen...

Nicht in ihrem Bann behalten darf die Jugend den Erkennenden: „Spiele
und Aengste: verlasst mich nun wieder! Ich dränge / Andern Gefährten
und Zeiten geöffnet zu sein.“ — Dem Gegenwärtigen, „dem Kommen-
den sich hinzugeben“ locken ferne Türme, Städte, Bauten, locken die
fremden Namen der Landschaft, die in den „Dalmatinischen Sonetten“
eingefangen ist. Die Kehrseite der erst freudig begrüßten neuen Um-
gebung ist freilich die Qual der hungernden Menschen und der ge-
schundenen Tiere: „Die herrliche Erde missbraucht und vergessen / Dass
einst sie zum Dienste der Menschen bestand“. So soll das Gedicht, ne-
ben dem Lob der Schönheit dieses Landes, das Los der Bettler, Dirnen,
Bauern, der Unterdrückten, Erniedrigten und Beleidigten verkünden.
Schicksalbeladene Trauer spricht auch aus jenem Sonett („Frühes Leid“),
darin der mit bestickten Tüchern handelnde Vater und seine kleine
Tochter, die Stickerin, dem gleichgültigen Käufer gegenübergestellt sind.
Neben solchem verhaltenen sozialen Pathos behauptet sich freilich eine
tiefe glühende Freude („Ich singe den Wein“, „Weinkeller“) und die
Oleander und Tamarinden, in der Ferne die weiss zitternde Luft ge-
mahnen wiederum an das Wunsch- und Traumland der Kindheit: „Wir
vergessen wo wir sind und wohnen / und ergreifen die gebotene
Hand / Gerne um zu fliehn aus dieser Zeit“. Dass die Flucht aus der
Zeit uns auf die Dauer nicht verstattet ist, weiss der Verfasser wohl.
Es gilt vielmehr, sie in ihrer greuelvollen Fragwürdigkeit zu erkennen:
Den Hunger neben den Triumphen der Zivilisation, den Massenmord
an den Unschuldigen, die unabwendbare Ausartung der Fliegerei —
über die Paul Adolf Brenner, nach Julie Weidenmann und Hans Roelli,
als Dritter Klage führt („Ein Kind, das stirbt“) —, sie mit Worten
bekämpfen heisst wenig. Mögen diese wenigstens daran erinnern, dass
„wenn dunkelste Macht auch das Schöne bedroht“ es an uns ist, uns
dem Geist umso tiefer zu verpflichten:

Uns bleibt nur noch Eines: den Willen gespannt,
Das Letzte gerecht und getreu zu verwalten;
Und wird von Barbaren die Welt überrannt:
Wir müssen sie sterbend noch lieben und halten —

Es rücken die Zeiger zur vorletzten Zahl...
Von den Turmuhren donnern elf Schläge.
Was treiben wir weiter auf Meeren der Qual —
Und warum lässt der Sturm uns so träge...?

Als in Pathos und Formgebung P. A. Brenners Dichtung verwandt, sei hier das 1934 erschienene Buch von Emil Gerber: „Am Tor des Lebens“ (Oprecht und Helbling) in Erinnerung gerufen. Wir finden in ihm das Prinzip des „stehenden“ (konstruktiven) Bildgedichts weitgehender als bei irgend einem unserer zeitgenössischen Dichter verwirklicht. In verschiedenen Stücken der fast architektonisch erstellten Folge ist der genaue Gegensatz des, in buntem Wechsel der Dinge, Sinnbilder, Wort-Farben, Klang-Gestalten (assoziiierend) „bewegten“ Bildgedichts erreicht, als dessen Vertreter wir vor allen Max Geilinger und Albin Zollinger zu betrachten haben.

*

In Hans Roelli schätzt man vornehmlich den frohgemuten Lautensänger, dessen Lieder sich weiter Verbreitung erfreuen. Auf diesen Ton

Leicht trete ich ins Leben ein,
Leicht soll der Tanz darinnen sein —
Will in den Rosen
Tanzen gehn...

der mit Melodien des Dichters versehenen Lieder von Wanderschaft, Liebe und Wein, und ernstern Klängen, vom Tode, glaubten manche, beschränke sich sein lebenswürdiges Dichtertum. Doch zeigten schon die Lautenlieder der Sammlung „Im Garten“ (Fretz und Wasmuth, Zürich, 1932), verglichen mit „Abend“ (Verlag Silberburg, Stuttgart 1928), eine Erweiterung des Menschlichen, die noch künftige Entfaltungen zu versprechen schien. Diese traten denn zu Tag in drei kleinen Bänden selbständiger Gedichte, die in nichts mehr an das manchmal Improvisierte der Lautenlieder gemahnen. Zweien von ihnen liegt ein durchgehaltenes Thema zu Grund. „Die Erwartende“ (Fretz und Wasmuth, Zürich 1935) verherrlicht die werdende Mutter. Das einzelne Gedicht ist entweder eine Stufe auf ihrem Wege oder eine Gegenüberstellung ihrer Person mit Gestalten anderer Ordnungen; man mag vergleichsweise an die Stationen einer Passion oder an die Figuranten eines Totentanzes denken: „Die Erwartende und die Nonne“, „Die Erwartende in der grossen Stadt“, „Die Erwartende in den Rosen“, „Die Erwartende und die Ruderknechte“, „Die Erwartende und der Schlaf“, „Die Erwartende und der Betrunkene“, — die wechselnden Phasen und Begegnungen sind mit einem intuitiven Wissen erfasst und mit seltenem Feingefühl durchdrungen. In selbstverständlichem Anstand, wie mühelos, fügt sich das Wort der strengern Versform:

Wohin geleitet sich das hohe Blühen?
ein Steintisch ladet dich zur runden Rast,
er ist so kühl wie an den Morgenfrühen
und kühlt die Hände wie die Quelle fast...

„Gegenwartslieder und Zeitgedichte“ (Orell Füssli Verlag, Zürich 1937) sagen vom Irrsinn der heutigen Industriekriege, bei denen es ja nicht um die „Weltanschauungen“ von geistig Ahnungslosen geht, sondern um Oelquellen, Rohstoffe, Absatzgebiete, für die man alle Errungenschaften der vorangegangenen Jahrhunderte und, wohl oder übel, auch das Akzeptable der Jetztzeit hinzugeben bereit wäre, wenn es nämlich nach dem Willen der Unverantwortlichen so weiter gehen soll. Roelli zeigt die Auswirkungen dieser Mentalität an den Schwaden hingelegter Frontsoldaten („Maschinengewehre“), an den Schrecken die über die Wehrlosen und Kleinen hereinstürzen. Wer kann glauben, von dem was an diesen verübt wird, etwas wieder gut zu machen? „Das Leben graut und kann nicht mehr genesen“.

In „sinnhaftem Maass“ wird sich immer Lebendiges töten, doch was der Zeitgenosse tut, das durchbrach längst die göttliche Ordnung. „Euch leuchtet ein Baum, ein Tuch / Symbol unsrer Erde, / Und Erde ist all Euer All. / Und Erde ist wieder der Fluch. / Ach, eure Gebärde heisst Sieg und ist Fall!“. Es wird solange dauern, bis den „Kanonenmachern“ ihr Geschäft nichts mehr einträgt. Die Folgen: Arbeitslosigkeit, Untergang, Verödung: „Was an verschütteter Erde ruht / ist bleich wie das viele zerstreute Gebein, / trägt in den Blüten geronnenes Blut / und fühlt sich zuinnerst im Saft allein“. Der Verfasser hat sechs von diesen Gedichten für die Laute vertont: die Melodien befinden sich im Zürcher Archiv des Hans-Roelli Singbundes. — „Die Reise“ (Fretz und Wasmuth, Zürich) ist nun das Buch, dessen Verse befreites dichterisches Leben verspenden. Zwischen seinen vier Gedicht-Gruppen unter den Namen der Jahreszeiten wurde eine fünfte, überschrieben „Die Mitte“, eingeordnet. Hier setzt sich ungebundenerer rhythmische Bewegtheit wieder durch, sowie in andern Stücken das Mitgefühl mit Mensch und Kreatur („Ein Hund“, „Der Uralte“, „Die Fiebernde“), während in den Jahreszeit-Gedichten Bildhaftes mit geschlossenem Umriss vorherrscht: Landschaftliches, in dem das Menschliche nicht ganz fehlt, aber nur mehr wie heimlich einbezogen sich kundtut. („Aufbruch“, „Heimkehr“, „Spätsommer“, „Der festliche Herbst“). Verschiedene solcher Landschaften haben eine merkwürdige seelische Transparenz; sie lassen sich, mit dieser einen Eigenschaft, zu Strophen Trakts oder bestimmten Gedichten des späten Hölderlin in Vergleich stellen, aber kaum mit ihrem Kolorit. Dieses ist bei Roelli meist voll warmer festlicher Gegenwart:

Und blaue Sterne zittern
bis in den Tag hinein.
In rollenden Gewittern
reift dunkler noch der Wein.

Und braune Gärtner warten
der zarten Aprikosen
der sammetschönen Rosen
in ihrem späten Garten.

Besondere Hervorhebung dürfen schliesslich die vier „Strom und Ruderer“ betitelten Gedichte beanspruchen, aus denen, zu einem dunklen Adagio gedämpft, das alte Wanderer- und Musikantenblut nur umso eindringlicher sich nochmals mitteilt.

Siegfried Lang.

„Grosse Schweizer“

Grosse Schweizer. Hundertzehn Bildnisse zur eidgenössischen Geschichte und Kultur. Mit einer Einleitung von Max Huber. Unter Mitarbeit von Gerold Ermatinger und Ernst Winkler herausgegeben von Martin Hürlimann. Atlantis Verlag Zürich.

Zeiten der nationalen Konzentration und Selbstbesinnung rufen solche Bücher wie dasjenige, das vor uns liegt mit dem verheissungsvollen Titel „Grosse Schweizer“, wie die Sonne vegetatives Leben auf der Erde hervorruft. Eine der bedeutendsten, uns vorangegangenen Perioden solcher nationalen Selbstbesinnung war unstrittlich die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, und in diesem Zeitraum sind denn auch eine ganze Reihe von biographischen Werken entstanden, die mit den Namen Marcus Lutz, Hans Jakob Leu und Füssli gekennzeichnet sein sollen. Das bedeutendste und — was für uns wesentlich ist — das mit den kürzlich erschienenen 110 Bildnissen grosser Schweizer am stärksten übereinstimmende war aus jener Zeit das dreibändige Lexikon „Helvetiens berühmte Männer“ von dem fruchtbaren Schriftsteller Leonhard Meister (1782—1793). Meister hat übrigens nicht nur dem ganzen Lande, sondern auch seiner engern Heimat, dem Stände Zürich, den gleichen Dienst erwiesen mit den „Berühmten Zürchern“.

Auch im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert sind einige biographische Werke entstanden, zum Teil von einem Verfasser geschrieben, zum Teil Sammelwerke. Darunter waren sogar umfangreiche Tafelwerke von nahezu 600 Nummern. Vergleicht man alle diese Publikationen mit der Neuerscheinung „Grosse Schweizer“, so muss man sagen, dass alle die früheren für unsere Begriffe zu sehr lexikalischen und encyclopädischen Charakter hatten, zu oft auch die Qualität durch die Quantität ersetzt und überdies nicht selten persönliche Züge der Bevorzugung, Hintanstellung oder Schmeichelei, namentlich gegenüber führenden Familien gezeigt hatten. Eine unbefangene, von persönlichen Motiven, Parteiinteressen irgendwelcher Art oder gar von geschäftlichen Ueberlegungen freie Zusammenstellung der 110 grössten Schweizer (die Zahl spielt keine Rolle, ist aber in der ungefähren Grösse doch richtig gewählt) gab es in der schönen und gediegenen

Form tatsächlich nicht, so eifrig man sich in der bestehenden einschlägigen Literatur auch umsehen mag. Das grosse, über 750 Seiten in Quartformat umfassende Werk entspricht also unstreitbar einem Bedürfnis.

Eine der wichtigsten Fragen, die wir an die Publikation, die eine Schweizergeschichte in der Form von Biographien ihrer hervorragendsten Vertreter auf allen Gebieten des Lebens und Wissens und mehr als alltäglichen Arbeitens sein will und sein soll, zu stellen haben, ist die Frage, ob es einem jeden Beitrag gelungen ist, den allgemeinen Charakter und die ganze Stimmung der Zeit als Hintergrund hinter der beschriebenen Persönlichkeit hindurchschimmern zu lassen. Diese Frage kann nur teilweise bejaht werden. Sicher: Sehr vielen Beiträgen ist es gelungen, eine Biographie vollkommen in die Zeitgeschichte einzubetten und dennoch die Persönlichkeit in voller Farbenkraft erstrahlen zu lassen. Zu nennen sind dabei etwa die glanzvollen Arbeiten von Walter Muschg über Niklaus Manuel oder von Edgar Bonjour über Wettstein. Andere Biographien aber halten sich sklavisch an die enge und engste Biographik und stellen nur mühsam einen Zusammenhang mit der historischen Umwelt her. Als solches negatives Beispiel muss der Artikel über Melchior Lussy von Rudolf Henggeler genannt werden. Ueber Lussy wird an anderer Stelle noch ein Wort zu sagen sein. Nicht nur die Geschichte der Zeit soll man aber aus einer Biographie erkennen können, sondern man soll auch imstande sein, die Lücken, die sinngemäss zwischen den Biographien entstehen — natürlich mit eigenem Zutun — auszufüllen. Darauf weist auch Prof. Max Huber in seiner über alle Massen meisterhaften Einleitung zu dem Werk hin, wenn er formuliert: „Es (scil. das Werk) vermittelt aber erst dann die richtige Einsicht, wenn wir diese Einzeldarstellungen auch im Lichte der Gesamterscheinungen würdigen“. Diese Einsicht darf vielleicht noch weiter und grundlegender aufgefasst werden, als Prof. Huber es in seinen Ausführungen tut, die nach zwei Richtungen verlaufen, indem er auf die schweizerische nationale Leistung als solche und auf den Vergleich mit andern Nationen hinweist. Aber wir meinen, dass wir mit diesen Biographien nicht nur Werte erzeugen müssten, sondern auch reine, absichtlose Erkenntnis der Geschichte unseres Landes, und wir sind überzeugt, dass damit die nationale Selbstbesinnung ebenso gefördert wird, wie auf dem pragmatischen oder wertenden Wege. Auf alle Fälle darf festgestellt werden, dass die „Grossen Schweizer“, von einigen weniger befriedigenden Beiträgen abgesehen, den Zweck einer Schweizergeschichte im Sinne einer „Behandlung der Geschichte“, die „vielleicht mehr als andere erkennen lässt, was ein Volk zum geistigen Erbe seines Kulturkreises und der Menschheit beigetragen hat“, wie Max Huber ebenfalls in der Einleitung trefflich ausführt, erfüllt.

Wir Schweizer haben mehr als andere Völker Grund, unser Wesen in der Geschichte zu suchen: Hat doch die Geschichte, unser Schicksal in der Geschichte der letzten sieben Jahrhunderte, unsere Nation geformt und nicht andere, rassische oder sprachliche oder territoriale

Faktoren wie in andern Staaten. Sieben Jahrhunderte (wenn wir noch weiter als bis zur Gründung der Eidgenossenschaft bis zur Erwerbung der Reichsunmittelbarkeit Uri zurückgehen) sind eine lange Zeit, und je weiter wir rückwärts schreiten, desto undeutlicher werden die Bilder der Persönlichkeiten, die unsere Geschichte beeinflusst haben. Unser biographisches Werk geht daher nicht so weit zurück; sondern die erste behandelte Gestalt ist derjenige, der in einer sehr ernsten Krise der alten Eidgenossenschaft im schönsten Sinne schweizerisch eingegriffen hatte: Niklaus von Flüe. Der Aufsatz ist von Bundespräsident Philipp Etter geschrieben und strahlt eine wunderbar, tief ergreifende Stimmung aus.

Bevor wir auf einige der auffallendsten und wesentlichsten Beiträge eingehen, möchten wir noch auf ein in diesen Biographien enthaltenes Problem hinweisen, das Max Huber in seiner Einleitung gleichfalls streift. Es gibt unter den 110 Schweizerbiographien Fälle, in denen die „Grösse“ eines Mannes viel stärker aus der Tradition der Familie als der eigenen Tüchtigkeit entsprungen ist. Das gilt vor allem für Politiker. Ein Melchior Lussy wäre nie das in der Geschichte, wofür man ihn hält, wenn er nicht seine Familie als Hintergrund hätte. Ist hier der Begriff der Grösse noch zureichend und zulässig? Hätte man nicht besser getan, solche Fälle wie den genannten auszuschalten? Ein anderes Beispiel, das zeigt, wie sich Familientradition und eigene Grösse in einem Manne verbinden, ist Aegidius Tschudy (Georg Thüerer). Unabhängig von dieser Frage könnte man sich in einigen Fällen streiten, ob gewisse „grosse Schweizer“ in diesem engen Rahmen zu Recht aufgenommen worden sind und ob sie nicht besser durch andere, wiederum zu Unrecht fehlende Persönlichkeiten ersetzt werden konnten. Wie steht es beispielsweise mit dem genialen Offizier und Memoirenschreiber Victor de Besenval, der fehlt? Oder: Ebenso hohes politisches Ansehen wie Albrecht von Bonstetten genoss sicher auch ein Ulrich von Hohensax. Im allgemeinen muss gesagt werden, dass die politischen Persönlichkeiten der älteren Zeit nicht immer glücklich gewählt worden sind. Man könnte sich auch fragen, warum Johann Georg Sulzer, der Aesthetiker von Weltruf, oder Sismondi nicht aufgenommen worden sind und, ohne dass wir dem patriotischen Empfinden zu nahe treten wollen, warum andererseits General Herzog in dem Bande vertreten ist.

Doch sind kleine Einwände von einer Bedeutung, die dem prächtigen Werke keinen Abbruch tut. Bewunderungswürdig ist die Auswahl der Verfasser der einzelnen Artikel; sie ist so getroffen worden in den meisten Fällen, dass kein geeigneterer Fachmann über diese und jene Gestalt hätte schreiben können. In der Regel hat ein Verfasser nicht mehr als drei bis vier Biographien, oder auch nur eine, geschrieben, die sinngemäss in ein Gebiet gehören. Dabei ist es aufschlussreich festzustellen, wie gross und verzweigt ein solches Spezialgebiet sein kann. Das beweisen die Arbeiten von Eugen Bircher über

Paracelsus und General Jomini und diejenigen von Fritz Ernst über Bonivard, Johannes von Müller und Karl Victor von Bonstetten. Aus den glänzenden Stücken von Fritz Ernst, die eine ungeheuer geschulte und gekonnte biographische Kunst verraten, mögen — beinahe als Motto für das Unternehmen der „Grossen Schweizer“ — die beiden Sätze genannt werden: „Zu den vornehmsten Aufgaben jedes Zeitalters gehört die Heranbildung einer Elite. Niemals wird in einem fortgeschrittenen Kulturverhältnis die soziale Gesamtheit für die Würdigung und Lösung aller Schicksalsfragen tauglich sein.“

Meisterleistungen der Biographik sind auch die Beiträge von Carl J. Burckhardt über Micheli-du Crest und, ausser den oben bereits genannten Arbeiten von Bonjour und Muschg, von Gerold Ermatinger über Jakob Dubs, Grossartig, wie in der ersten Arbeit diese Gestalt des unglücklichen, aber genialen Genfers aus der Grösse und Schwäche der Republik Genf herauswächst und wie sie doch so unendlich starken individuellen Charakter bewahrt. Und ebenso ist der Politiker des 19. Jahrhunderts scharf auf dem Hintergrund des Machtstrebens und der Expansionsgelüste des schweizerischen Liberalismus 19. Jahrhunderts silhouettiert. Dagegen hat uns der Aufsatz des bekannten Genfer Schriftstellers Paul Chaponnière über Rousseau eher enttäuscht, er will tief sinnig und geistreich sein, erreicht aber das Gegenteil. Zudem kommt er uns an vielen Stellen zu abhängig (in direktem Sinne und ohne Verarbeitung) von andern Rousseaumonographen, wie etwa Gaspard Valette vor. Ausserdem ist wohl die Uebersetzung dieses Stücks nicht sonderlich gut gelungen. Entzückend dagegen ist der Toepffer-Aufsatz des gleichen Verfassers. Für die Behandlung des komplizierten Lebens- und Wirkensraumes von Jörg Jenatsch (A. Pfister) hätte man ruhig etwas ausführlicher sein dürfen. In der vorliegenden Form sind die Zusammenhänge allzu locker. Der Artikel über den grossen Haller von Henry E. Sigerist ist als Würdigung des Anatomen, Botanikers und Physiologen ausgezeichnet, wird aber dem Dichter doch zu wenig gerecht. Am Schlusse findet sich eine Stelle, die ein Druckfehler oder ein humorvoller Anachronismus sein könnte „...die französische Revolution hatte ihn, den Konservativen, mit Entsetzen erfüllt“ (Haller ist 1777 gestorben!)

Wer innerhalb des Zeitraumes von 4½ Jahrhunderten, in dem die Lebensläufe der „Grossen Schweizer“ abrollen, als Schweizer zu bezeichnen ist, darüber vergleiche man ebenfalls die meisterhaften Ausführungen von Max Huber in der Einleitung. Huber behandelt dort systematisch alle die Fälle, in denen ein Mensch als Schweizer zu bezeichnen ist. Weiterhin untersucht er anhand der Frage, wer als grosser Schweizer zu bezeichnen ist, den Begriff der „Grösse“. Sympathisch für die Geschichte unseres Landes ist es und auch so recht bezeichnend, wenn Huber u. a. sagt: „Eine Erscheinung, die oft mit Grösse verwechselt wird, oft allerdings auch mit ihr in unheimlicher Verbindung steht, ist das Dämonische. Es fehlt in der Geschichte der Schweiz fast gänzlich“ (Waldmann, Jenatsch). — Ueber die Frage der fehlenden oder zu Unrecht vertretenen

Persönlichkeiten äussert sich Max Huber wie folgt: „So mag die Zahl 100 (eigentlich 110) zu gross oder zu klein scheinen, die Auswahl bedeutet jedenfalls nicht, dass nicht mancher Name auch hätte Platz finden können unter den hundert. Es handelt sich bei manchen um Persönlichkeiten, die ebenso sehr als Vertreter einer Gruppe denn als singuläre Erscheinungen zu betrachten sind.“

Erfreulich ist, dass auch zahlreiche Auslandschweizer zum Worte kommen. In früheren Jahrhunderten bestand die dafür gegebene Form in den Kriegsdiensten für fremde Mächte, und dementsprechend figurieren etliche Biographien von Offizieren in fremden Diensten in dem Bande. Aber auch weniger bekannte Auslandschweizer, wie der erst neuerdings wieder namhaft gewordene Johann Georg Bodmer, ein bedeutender Erfinder (Paul Schoch) haben Aufnahme gefunden, und mit Recht. Auf alle Fälle: wo und wie immer auch die „Grossen Schweizer“ gewirkt haben, so sind ihre Biographien heute, in einer ernsten Stunde für unser Land, geeignet, Weberschifflein zu sein an der kunstvollen Weberarbeit des gemeineidgenössischen Bandes. Wenn sie diesen Zweck erreichen, dann sind die „Grossen Schweizer“ nicht nur Lektüre für ein biographiefreudiges Leseublikum, sondern ein segensreiche Tat im Dienste unseres lieben Landes.

Eugen Teucher.

Grosse Schweizer Forscher

Grosse Schweizer Forscher. Herausgegeben im Auftrage der Fachgruppe „Hochschulen und wissenschaftliche Forschung“ der Schweizerischen Landesausstellung 1939 und der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft unter Mitarbeit hervorragender Fachleute durch Eduard Fueter. Atlantis Verlag, Zürich 1939. (Italienischer Titel: Pionieri svizzeri della Scienza; französischer Titel: Pionniers suisses de la Science).

Als Ergänzung auf engerem Gebiet des oben besprochenen Bandes „Grosse Schweizer“ hat Eduard Fueter, der kundige Darsteller der schweizerischen Gelehrten Geschichte, im Auftrag der genannten Institutionen einen Band herausgegeben, der ungefähr die gleiche Zahl von europäisch namhaften Schweizern enthält und entsprechend dem Vorwurf eine Anzahl von dem Kontingent der „Grossen Schweizer“ weglässt, dafür aber die Vertreter der wissenschaftlichen Forschung weiter ergänzt. Auch die Verfasser der Biographien sind zum Teil dieselben. Die einzelnen Artikel sind bedeutend kürzer als in dem grossen Bande und können im lexikalen Sinne gebraucht werden. Immerhin ist grosser Wert auf eine angenehm lesbare Darstellung gelegt worden, besonders im zweiten, würdigenden Teil einer einzelnen Biographie, während im ersten Teil die Lebensdaten sachlich zusammengestellt wurden.

Was in der Besprechung der „Grossen Schweizer“ über Fehlende gesagt wurde, das wird durch die in den „Grossen Schweizer Forschern“ Vertretenen zum grossen Teil überflüssig: Hier finden wir einen Teil derjenigen, die unter Umständen auch Platz unter den „Grossen Schweizern“ hätten finden dürfen. Man kann also, wenn man beide Bücher zusammen betrachtet, von einer überaus planvoll angelegten Arbeit sprechen. Wenn hier nochmals auf einen Gelehrten hingewiesen werden muss, der wohl zu Unrecht auch im zweiten Werk fehlt, so nennen wir Johann Georg Sulzer. Ueber andere nicht Aufgenommene liesse sich streiten. Als Bedingung für die Aufnahme in dieses Leselexikon wurde festgestellt, dass ein Gelehrter nicht nur national anerkannt sein müsse, sondern „über mindestens ein Werk von europäischem Rang verfügen soll“. In diesem Sinne ist der Bestand der „Grossen Schweizer Forscher“ als vollständig zu bezeichnen.

Auf einzelne Biographien einzugehen, möchten wir unterlassen. Sie sind in drei Landessprachen geschrieben, und erfreulicherweise ist auch das in solchen Sammelwerken hinter dem Deutschen und Französischen oft zurückgedrängte Italienische mit drei Beiträgen vertreten (Trezzini, Franscini, Fossati). Die Würdigung des Lebenswerkes der einzelnen Gelehrten, die jeweilen den in Kursivschrift zusammengestellten Lebensdaten folgt, ist bei dem knappen Raum oft von einer erstaunlichen Fülle und Gediegenheit. Zeitlich reicht die Reihe der Dargestellten von dem Berner Stadtarzt und ersten wissenschaftlichen Chronisten Valerius Anselm bis zum Jahre 1920; die letzten Biographien sind diejenigen von dem Rätoromanisten Caspar Decurtins, dem Nobelpreisträger für Chemie Alfred Werner und dem Orientalisten Eduard Huber, die alle während der Kriegszeit gestorben sind.

Die „Grossen Schweizer Forscher“ sind ebenso ein gehaltreiches Bildungswerk wie ein zuverlässiges Nachschlagewerk, und nicht zuletzt sind sie ein im schönsten Sinne nationales Werk, das würdig im Zusammenhang mit der Schweizerischen Landesausstellung 1939, aus der es hervorgegangen ist, genannt werden darf. Der Preis ist entsprechend der nationalen Bedeutung überaus niedrig gehalten, der schöne Band kostet gebunden Fr. 5.— und broschiert Fr. 3.—.

Eugen Teucher.

Heimatbuch eines Bündner Hochtals

Ein Buch, dem der feinsinnige Obmann der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Karl Meuli, ein Geleitwort auf den Weg gibt, muss besondern Lobes würdig sein. In der Tat bilden die Schilderungen, die der ehemalige Averser Zollwächter Johann Rudolf Stoffel zum Bande „Das Hochtal Avers“ zusammengefasst hat, ein Denkmal seiner engern Heimat nicht nur, sondern in nicht wenigen Punkten ein Vorbild für

die Forschung selbst, die allzuoft über „objektiven“ Erwägungen des innern Wesens ihrer Gegenstände vergisst. Die schlichte Würze jedenfalls, mit der Natur, Sitte, Brauch und Geschicke dieser abseitigen Hochgebirgslandschaft beschrieben sind, zaubert Bilder von einer Eindringlichkeit herauf, die bei wissenschaftlichen Landschaftskunden häufig schmerzlich vermisst werden. So wird das Buch, das vorzügliche Photos bereichern, zu einem Anreger, dem möglichst zahlreiche Nachfolger zu wünschen sind.

Von der Viamala aus lässt uns Stoffel erstmals in sein Ländchen Einblick nehmen. Ein episodенreicher Gang durch dessen Siedlungen Campsut, Cröt, Cresta, Juf u. a. macht sodann mit dem Averser Menschenschlag bekannt, der in Sprache und Gehaben noch immer seine Walliser Herkunft verrät. Der folgende Ausschnitt aus der Bevölkerungsgeschichte des Tales, dem eingehende Kostproben aus dem Landrecht vom Jahre 1622 besondere Lebendigkeit verleihen, zeigt mit ergreifender Schwere, wie trotz des steten zähen Kampfes der Talbewohner mit den Naturunbilden, deren Zahl seit dem 17. Jahrhundert von rund 500 auf kaum 200 Seelen zusammenschmelzen musste. Mit ihnen sanken auch eigenartige Bräuche in die Vergessenheit, doch vermochte sie Stoffel zum grossen Teil für sein Buch noch zu sammeln. Die Kapitel „Alte Sitten und Gebräuche“, „Der Seelabalgga“ u. a., in denen von Haingort, Hochzeit, Geburt, Tod, Mahlzeiten und Festbräuchen erzählt wird, vermitteln hiervon anschauliche Vorstellungen. In sein eigenstes Element gerät Stoffel indes bei der Schilderung der Verkehrsbeziehungen des Avers mit Italien, bei welchen der Schmuggel eine bedeutende Rolle spielte und aufregende Szenen ergab. Sie greifen selbst in die anschliessenden Abschnitte hinein, die der wirtschaftlichen Eigenart des Avers, dem Holzen und der mühsamen Alpbearbeitung gewidmet sind, und lassen die verkehrspolitische Bedeutung des Tales erkennen, die keine geringen militärischen Hintergründe besitzt. Von deren sachlicher Erörterung begibt sich Stoffel wieder zu internen Fragen, die er mit schalkhaften Bemerkungen über Schule, Mundart und Flora beschliesst und an die er die Aufmunterung an den Leser knüpft, nun unverzüglich seine Heimat selbst aufzusuchen, um sich von ihren Wundern gefangen nehmen zu lassen. Nicht schöner hätte er für diese merkwürdige Natur- und Kulturinsel Graubündens werben können, als durch die ungekünstelte Darstellung, deren Einfachheit weit mehr bestrickt als aufdringliches Pathos.

Im einzelnen wie im Ganzen ist so ein Werk entstanden, das in bester Gemeinverständlichkeit dem Freunde landschaftlicher Darstellung eines der anmutigsten Objekte nahe bringt. Darüber hinaus sind die Entdeckungen des alten Averschen Landrechts, des Seelenfensters — eine Oeffnung der Schlafkammern alter Häuser, die den Sterbenden das Abscheiden erleichtern — wie zahlreicher sprachlicher Uebereinstimmun-

gen mit Walliserausdrücken wissenschaftliche Funde, die einem Forscher von Beruf alle Ehre machten. Mit einem Wort, Stoffels Aversbuch ist eine Perle schweizerischer Heimatliteratur, um die man Autor, Verlag und Kanton füglich beneiden kann.

Ernst Winkler.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs der Monats.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60
